

Ralf Schüler und Ursulina Schüler-Witte

Ursulina Schüler-Witte

Ralf Schüler und Ursulina Schüler-Witte

Eine werkorientierte Biographie der Architekten des ICC

Lukas Verlag

© Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2015
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Abbildung auf dem Umschlag: Saal 1 des ICC, 2008
Lektorat: Dr. Daniel Lettgen, Köln
Layout, Umschlag: Verlag
Reprographie und Satz: Alexander Dowe
Druck: Westermann Druck Zwickau

Printed in Germany
ISBN 978-3-86732-212-6

Inhalt

8	Vorwort
11	Studium – Studienarbeiten – Fakultät für Architektur (1953–1967)
31	U-Bahnhöfe, das Turmrestaurant und die Kuppel am U-Bahnhof Nollendorfplatz (1964–2002)
56	Das Internationale Congress Centrum – ICC Berlin (1965–2015)
128	Museumsbauten und Ausstellungen (1966–1996)
149	Bausysteme aus Kunststoff (1967–1974)
159	Die Sammlung Schüler (1959–1985)
164	Wohnanlagen (1974–1993)
172	Freizeit-Center »Farahnaz Region« (1974–1976)
177	Die Lichtensteinbrücke und die Mahnmale (1978–1987)
187	Die Kongresshalle im Tiergarten – Wiederaufbau des Daches (1980–1987)
192	Conference Hall in Abu Dhabi – Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht (1981–1982)
201	Luftsicherheitszentrale und Gerichtsbauten (1982–1996)
208	Bürodienstgebäude (Rathaus) Hellersdorf (1990–1998)
213	Brückenbauwerke (1969–2004)
217	Das Berliner Stadtschloss – Die Geschichte eines Bürgerengagements (1991–2001)
225	Die letzten gemeinsamen Jahre
227	Abbildungsnachweis



Mit größter Bewunderung seiner Lebensleistung meinem geliebten Ehemann und Partner Ralf Schüler gewidmet, der lange geplant hatte, mit mir zusammen dieses Buch zu schreiben. Nun, da er leider zu früh verstorben ist, sind all unsere Erinnerungen an sechsfünfzig gemeinsame Lebens- und Arbeitsjahre nur noch in meinem Gedächtnis. Ohne dieses Buch wären sie für immer verloren.

Gewidmet auch unseren Eltern, die uns jeweils in den schweren und entbehrungsreichen Jahren der Kriegs- und Nachkriegszeit voller Liebe und Mut vor deren Folgen nach besten Kräften bewahrt und den Grundstein für die Bewältigung unseres späteren wechselvollen Lebens gelegt haben.

Ursulina Schüler-Witte

Vorwort

Es war im März 1936, als Ralf Schüler an der Hand seines Vaters am Potsdamer Platz stand und fasziniert in den Himmel sah, an dem zwei riesige silberglänzende Luftschiffe, LZ 127 »Graf Zeppelin« und LZ 129 »Hindenburg«, majestätisch über der Stadt kreisten. Ihr tiefes Brummen übertönte alle anderen städtischen Geräusche. Ganz Berlin war auf den Beinen, um sich das grandiose Schauspiel anzusehen.

Die Faszination dieses Anblicks sollte Ralf sein Leben lang nicht vergessen. Sie hat in ihm eine Liebe zu diesen großartigen Flugobjekten geweckt, die dann viel später vertieft und definiert wurde durch die Erkenntnis, dass die von ihm als vollkommen empfundene Schönheit – insbesondere des »Graf Zeppelin« – auf der Übereinstimmung der vollendeten Form mit ihrer genialen Konstruktion beruhte. Diese eindrucksvolle Erinnerung bewirkte nicht nur, dass Ralf später seine sämtlichen Studienarbeiten dem Thema Luftschiff widmete, sondern sie hatte auch Einfluss auf die Konstruktion verschiedener von ihm entwickelter Bauwerke.

Über den Konstrukteur dieser Luftschiffe schrieb Hans Rosenkranz 1931: »Weil er vom Zweck aus baute, konnte er sich von den bisherigen Lösungen [früherer Luftschiffkonstruktionen] freimachen. Diese Fähigkeit aber ist es, die sein Werk und ihn selber so modern macht: denn vom Zweck aus zu bauen, das ist ja das Wesen des heutigen Maschinenbaus, das ist ja die These der modernen Architektur. Vom Zweck, von der Aufgabe, von der Sache ausgehen, und nicht von überkommenen Vorstellungen und überlieferten Formen, das ist das Geheimnis der Moderne, und das ist das Geheimnis Zeppelins.«*

* Rosenkranz, Hans: Ferdinand Graf von Zeppelin. Die Geschichte eines abenteuerlichen Lebens, Ullstein-Verlag, Berlin 1931, S. 115.



Modell des Luftschiffs LZ 127 »Graf Zeppelin«,
Bau und Foto: Ralf Schüler

Studium – Studienarbeiten – Fakultät für Architektur

1953–1967

Muckermann – Professor Hermann Muckermann – Anthropologie! Am 2. Mai 1953, in meiner allerersten Vorlesung, die ich an der TU Berlin hörte, hätte ich eigentlich auch schon auf Ralf Schüler treffen können. Er hatte sich ebenfalls für diese am Semesteranfang liegende Vorlesung bei Professor Muckermann einschreiben lassen und war auch anwesend, wie er mir später erzählte. Er ist mir an diesem Tag aber noch nicht in dem Gewühl der platzsuchenden Studenten aufgefallen.

Da nach dem Zweiten Weltkrieg die Technische Hochschule Berlin in den Rang einer Universität erhoben wurde, gehörte von da an das Studium geisteswissenschaftlicher Fächer während der ersten Semester bis zum Vordiplom zum Studienplan der angehenden Ingenieure. Es standen hierfür mehrere Fachrichtungen zur Auswahl, von denen man mindestens vier für die obligatorische »humanistische Prüfung« belegen musste. Ich konnte mich nicht sogleich entschließen, welche ich für dieses Studium wählen sollte, und belegte zunächst ein breiteres Spektrum der angebotenen Vorlesungen: Neben Psychologie und Deutscher Literatur, Musikgeschichte sowie Englisch »für Studenten mit mittleren Kenntnissen« hatte ich mir das Gebiet der Anthropologie, also die Lehre vom Menschen, ausgesucht, die uns vom damals schon 76-jährigen Professor Muckermann in seinen stets von großem Enthusiasmus geprägten Vorlesungen näher gebracht wurde. Ich konnte bei der Entscheidung zu diesem Wahlfach nicht wissen, dass ich mir damit auf jeden Fall die Note Eins gesichert hatte, da Professor Muckermann, wie mir später erzählt wurde, gar keine anderen Noten vergab. Allerdings war uns zu dieser Zeit nicht die reichlich fragwürdige Vergangenheit Muckermanns bekannt, der bereits in der Weimarer Republik als »Rassenhygieniker« seine Thesen zur »Verhütung erbkranken Nachwuchses« bis hin zur Gesetzesvorlage vertrat, nach dem Krieg aber 1952 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik erhielt. Ich kann mich nicht erinnern, dass er derartige Thesen in unseren Vorlesungen noch vertrat.



Ursulina Witte im Seminarraum Prof. Bressler,
Technische Universität Berlin, 1954

Im zweiten Studiensemester besuchte ich dann noch eine Vorlesungsreihe über die Grundlagen der Wirtschafts- und Rechtswissenschaft und legte schließlich in diesem Fach sowie in Anthropologie, Deutscher Literatur und in »Englisch mit mittleren Kenntnissen« meine humanistische Prüfung ab. Zu den nachhaltigsten Erinnerungen, die das erste Studiensemester bei mir bis heute hinterlassen hat, gehören jedoch nicht die uns mühsam vermittelten Inhalte humanistischer oder technischer Art, sondern der unbeschreiblich betörende Duft der Jasminbüsche, die direkt unter den geöffneten Fenstern des Vorlesungsraums für den Englischkursus wuchsen – und mein permanentes Bemühen, auf keinen Fall auf dem Campus für ein Erstsemester gehalten zu werden.

Neben dem von den Studierenden nicht ganz ernst genommenen Studium generale mussten aber bereits vom ersten Semester an einige der Hauptfächer für das Architekturstudium wie Statik und darstellende Geometrie belegt werden und mit dem zweiten Semester schon fast alle übrigen Pflichtfächer: Einführung in das Entwerfen und Baukonstruktion, die von mir eher ungeliebte Baustoffkunde sowie Baugeschichte, Bauaufnahme, Bauwirtschaft und die künstlerischen Fächer wie Aktzeichnen und Modellieren bei Professor Reuter. Nach dem Vordiplom, das ich erst 1956 ablegte, wurde das Studium auf weitere wichtige Fächer ausgedehnt.

Ralf hatte für das humanistische Studium andere Schwerpunkte gesetzt als ich und darüber hinaus diese Vorlesungen fast immer »geschwänzt«, so dass wir zunächst kaum gemeinsam die Hörsäle besuchten. Ich bemerkte ihn das erste Mal mit Bewusstsein im Wintersemester 1953/54, als er in einer Vorlesung für Baukonstruktion bei Professor Bressler etwas zu spät kam, erstaunlicherweise einen Hut auf hatte (den ich später nie wieder bei ihm gesehen habe) und einen Blumenstrauß neben seinem Sitz im Hörsaal verstaute.

In den ersten zwei Semestern lief ich täglich, oft sogar zweimal am Tag, mit meiner großen Zeichnungsmappe unter dem Arm von der Uni in der Hardenbergstraße in Charlottenburg nach Hause in die Ansbacher Straße in Schöneberg. Dort hatte ich in meinem kleinen Zimmer in der elterlichen Wohnung einen Arbeitstisch, an dem ich sowohl meine schriftlichen Ausarbeitungen machen als auch zeichnen konnte. Diese Strecke von ca. 2,5 Kilometern, also insgesamt oft zehn Kilometer am Tag, lag in dem Radius, der damals selbstverständlich zu Fuß bewältigt wurde. Der Weg war äußerst abwechslungsreich, führte er doch durch die Augsburger Straße, die zu dieser Zeit noch bis zum Kurfürstendamm reichte und deren oberer Abschnitt ein bekannter Straßenstrich in Kudamm-Nähe war. Hier fand ich es stets sehr interessant, die Damen, die ich schon bald zu unterscheiden wusste, zu den verschiedenen Tageszeiten zu beobachten: am Morgen, wenn sie hausfraulich solide ihre Einkäufe machten, oder am Nachmittag, wenn sie sich häufig mit Kolleginnen in einem Straßencafé – noch ganz privat – unterhielten. Kam ich aber von späten Vorlesungen am Abend nach Hause, konnte ich sie in vollem Outfit bei der Arbeit bewundern.

Bald aber hatte ich einen festen Arbeitsplatz mit Zeichentisch im Seminar bei Professor Bressler, bei dem wir die Fächer Entwerfen und Baukonstruktion in der Unterstufe lernten, und brauchte nicht mehr meine Zeichnungsmappe hin und her zu schleppen. Dieser Seminarraum lag im sogenannten EB (Erweiterungsbau) der TU, in dem neben den Architekten auch die Bauingenieure untergebracht waren, mit denen wir uns ständig in einer Art »Kriegszustand« befanden: Sie sprachen auf uns Architekten bezogen gerne abwertend von »Fassadenmalern«, während wir sie als »amüsische Technokraten« betitelten.

Wir waren – heute kaum noch vorstellbar – in unserem Semester nur fünfzehn Studenten, davon zwei Mädchen. Da ich eigentlich sehr schüchtern war, gab ich mich, um dies zu überspielen, im Seminar immer recht burschikos. Ich »klopfte« mit meinen Kommilitonen Skat, fluchte gerne vor mich hin und gab mir alle Mühe, als »trinkfest« zu gelten, und war in diesem Sinne bestrebt, möglichst viele meiner Kommilitonen »unter den Tisch trinken« zu können. Wir siezten uns zunächst alle, bei einigen Studenten blieb das förmliche »Sie« sogar die Anrede bis zum Diplom.



Ralf Schüler im Seminarraum Prof. Bressler, Technische Universität Berlin, 1954

Skatspieler im Seminarraum der TU Berlin.
Von links: Ursulina Witte, Manfred Krause,
Joachim Stoehr, ca. 1955

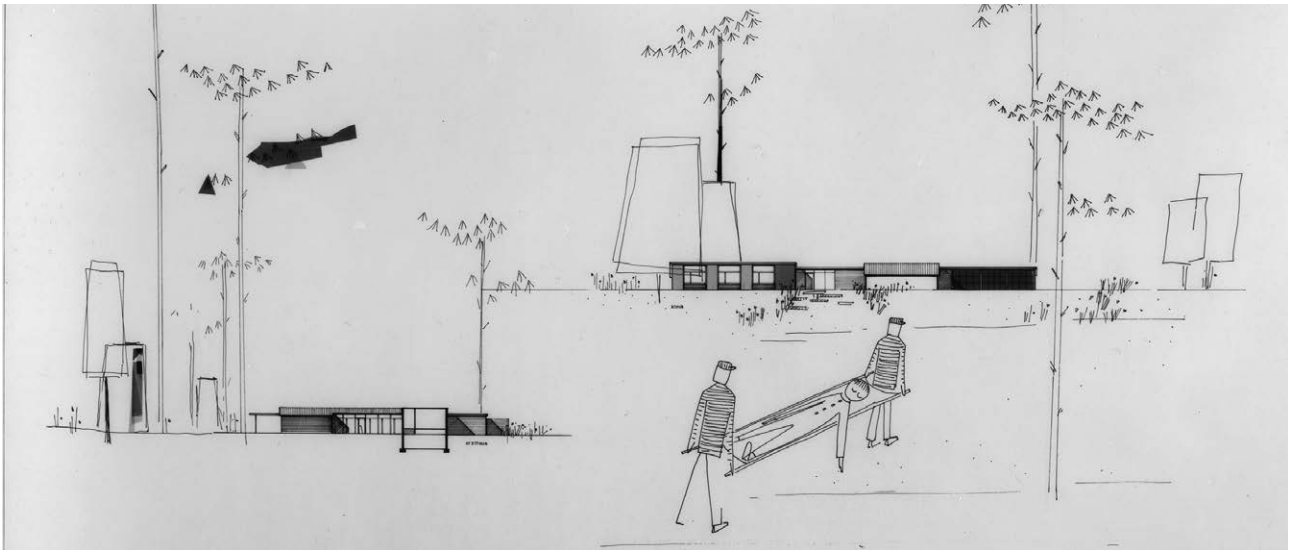


Als ich nach etwa drei Semestern gemeinsamen Studiums anlässlich eines unserer Seminarfeste meinen Kommilitonen Goerd Peschken darauf hinwies, dass er der Einzige aus unserem Seminar sei, mit dem ich mich noch siezen würde, bekam ich ein entsetztes »Bis hierhin und nicht weiter!« als Antwort.

Beim Zeichnen unserer Studienarbeiten hörten wir mit Vorliebe den amerikanischen Soldatensender AFN Berlin, und hier ab 17 Uhr die unverzichtbare Sendung »Frolic at Five« mit Jim McCauley. Der Seminarraum erzitterte dann unter den wilden Rock'n'Roll-Rhythmen. Zeichnen konnte man dabei hervorragend, aber zum Lesen und Lernen ging man dann doch lieber nach Hause. Unsere Zeichentische im Seminar wurden von uns mit weißem Zeichenpapier bespannt, das – jedenfalls bei mir – immer sehr schnell völlig bekrizelt war, was ständig neue Bespannungen erforderlich machte.

Ralf, der in Pankow wohnte, gehörte zu den Studenten, die ebenfalls einen Zeichentisch im Seminarraum nutzten. Er war ein in jeder Hinsicht außergewöhnlicher Student. Er besaß Fähigkeiten und Kenntnisse auf so vielen Gebieten, dass er seinen Kommilitonen häufig bei verzwickten Problemen hilfreich zur Seite stehen konnte, was er auch mit großer Liebenswürdigkeit und Ausdauer tat. Bevor er mit dem Architekturstudium begann, hatte er bereits eine Lehre als Elektromechaniker mit Gesellenbrief abgeschlossen und zwei Semester Elektrotechnik in Dresden studiert, nachdem ihm das eigentlich angestrebte Arztstudium an der Humboldt-Universität versagt geblieben war, da sein Vater eine kleine Seifenfabrik mit drei Mitarbeitern hatte und somit als »Kapitalist« galt.

Seine großzügige Hilfsbereitschaft – ein ausgeprägter Charakterzug bei ihm – wurde gerne und häufig von seinen engeren und entfernteren Freunden genutzt oder auch ausgenutzt. Ich erinnere mich, dass Ralf zum Beispiel zeitweilig ganze Nächte für seine Freunde Fotos in der Dunkelkammer seiner Studentenbude entwickelte, weil er dort sämtliche Apparaturen und Materialien dafür besaß. Aber auch



ich nahm gerne seine Hilfe in Anspruch, da ich mich zunächst beim »Radieren« auf meinen Zeichnungen ziemlich ungeschickt anstellte: Wenn man mit Tusche auf Transparentpapier gezeichnet hatte und einen Fehler entfernen wollte, wurde die Tusche mit einer Rasierklinge vorsichtig weggeschabt. Dazu brauchte man eine gewisse Geschicklichkeit, um nicht das Papier einzuschneiden, was mir zunächst häufiger passierte. Wenn ich dann Ralf bat, mir nur wenige Striche zu entfernen, bekam ich darüber hinaus meistens noch viele gute Tipps und Anregungen, wie man das eine oder andere Detail der Zeichnung, die ich gerade bearbeitete, verbessern könnte.

Studienarbeit für ein Krankenhaus, Ursulina Witte, Technische Universität Berlin, 1956

Beim Studium der Architektur fühlte ich mich vom ersten Semester an bestätigt, dass die Wahl dieses Fachgebiets für mich genau die richtige gewesen war, obwohl ich mich erst kurz vor dem Abitur zum Erstaunen meiner Eltern und meiner Lehrer vom bis dahin bestehenden Berufswunsch der Journalistin zu diesem Studium umentschlossen hatte. Mir fielen nicht nur das Entwerfen und alle künstlerischen Fächer wie Freies Zeichnen und Malen, Baugeschichte oder Plastisches Gestalten bei Professor Reuter leicht, sondern auch das Studium anderer Fächer, wie etwa Gebäudestatik, entsprach absolut meinen Neigungen und Begabungen. Dagegen hatte ich Probleme mit Darstellender Geometrie und Perspektivischem Zeichnen, da bei mir die hierfür nötige »abstrakte Vorstellungsgabe« offenbar zu gering ausgebildet war.

Während ich Übungsaufgaben zeichnete, zum Beispiel den Entwurf eines Jazz-Kellers und diverse Läden in der Unterstufe sowie ein Krankenhaus und ein Studentenwohnheim mit allen Grundrissen, Schnitten, Perspektiven und Details in der Oberstufe, begann Ralf nach Absolvierung derart einfacher Aufgaben schon früh damit, sein die gesamte Studienzeit dominierendes Projekt eines Luftschiffhafens zu entwickeln und immer weiter zu perfektionieren. Daneben realisierte er auch immer schon kleinere Projekte wie eine Wohnungseinrichtung für einen Kollegen seines Vaters oder den Ausbau eines Messestandes etc.

Aber viel von unserer Studienzeit wurde auch damit verbracht, nebenbei Geld zu verdienen, da weder Ralf noch ich aus wohlhabenden Familien stammten. Mir waren zwar die Studiengebühren aus wirtschaftlichen Gründen erlassen worden, aber um die finanziellen Mittel für das benötigte Zeichenmaterial zu beschaffen, für die Studienbücher und für alles, was man sonst so brauchte – zum Beispiel für Kleidung oder auch für den Luxus, das vis-à-vis der TU liegende Kino am Steinplatz (Eintritt 50 Pfennige) mehrmals in der Woche besuchen zu können –, bemühte ich mich ständig, durch möglichst viele von der TUSMA vermittelte Jobs (»Telefoniere Und Studenten Machen Alles«, eine Arbeitsvermittlung für Studierende der TU und der HdK) zu Geld zu kommen. Dies war eine Art Parallelwelt zum Studium. Ich habe hierbei alle nur denkbaren Tätigkeiten durchgeführt: in der Fabrik oder als Aushilfsverkäuferin gearbeitet, war Putzfrau und Trauzeugin, habe Lumpen sortiert und Eier durchleuchtet. Der Stundenlohn betrug anfangs nur 1,00 DM, später 1,50 DM; von den eingenommenen Geldern war ein gewisser Betrag für die Jobvermittlung und für die Lohnsteuer an die TUSMA abzuführen.

Die begehrten und auch lukrativeren Jobs waren aber solche, die man regelmäßig bekam, so zum Beispiel das Auswerten der Spielscheine für das seit Oktober 1955 eingeführte Glücksspiel Lotto. Hier wurden an jedem Sonntag oft bis in die Nacht hinein zunächst in einem großen Saal im Haus Cumberland, in dem damals der Finanzsenator residierte, später in der Lottozentrale in der Brandenburgischen Straße die abgegebenen Scheine per Hand überprüft. Sie waren jeweils auf den vom Spieler angekreuzten Zahlenfeldern gelocht und wurden einzeln aufentsprechend präparierte Leuchtkästen gelegt, bei Gewinnen stimmten die gelochten mit den Leuchtfeldern überein. Alle Scheine wurden in zwei Durchgängen kontrolliert, um Fehler zu vermeiden. Bei der wöchentlichen Auswertung traf man Studenten aller in Berlin vertretenen Universitäten, Hoch- und Fachschulen, da dieser Job von allen studentischen Arbeitsvermittlungen, also neben der TUSMA auch von den »Heinzelmännchen«, angeboten wurde. Bis zu 200 Studenten waren hier an jedem Sonntag anwesend. Wir waren alphabetisch auf die einzelnen Tische verteilt, so dass man immer wieder fast mit den gleichen Kommilitonen zusammensaß. Hieraus ergab sich eine Art familiärer Atmosphäre. Wenn man sich nach Jahrzehnten – vielleicht inzwischen in wichtigen Ämtern oder Funktionen – wieder traf, blieb nie ein »Weißt du noch, damals, die Nächte beim Lotto ...« aus.

Ein anderer Job, den ich an Sommer-Wochenenden ebenfalls fast regelmäßig ausübte, war das Servieren im Ausflugsrestaurant Söhnelwerft in Kohlhasenbrück. Hier waren die Café-Tische teilweise direkt am Geländer neben dem Wasser aufgestellt, dort wo der Griebnitzsee und der Teltowkanal zusammenfließen. Über einen neben dem Café-Garten liegenden Holzsteg einer Dampferanlegestelle wurden bei gutem Wetter die Ausflügler direkt in das Lokal »gespült«. Diese am Wasser gelegenen Tische gehörten zu den »guten Revieren«, in denen das Stammpersonal servierte. Die studentischen Aushilfskräfte bedienten dagegen diejenigen Gäste, die es sich auf den Liegestühlen bequem gemacht hatten, die auf dem schrägen Hang standen, der in den nahen Wald übergang. Hier musste man mit den schweren Tablett mit bis zu zehn Kaffeegedecken durch den Sand den Abhang hochwaten.



Ursulina Witte beim Servieren im Restaurant »Söhnelwerft« Kohlhasenbrück, 1956

Es gab hier keinen Stundenlohn, sondern wir erhielten zehn Prozent unseres Umsatzes, und wenn wir Glück hatten, bekamen wir von einigen spendablen Stammgästen auch noch ein Trinkgeld. War allerdings das Wetter schlecht und die Gäste blieben aus, kam es vor, dass man völlig ohne Lohn wieder nach Hause fuhr. Aber viel unangenehmer war es an heißen Sommertagen, wenn der Garten bis auf den letzten Platz besetzt war und man die Gäste nicht so genau im Auge behalten konnte. Dann passierte es immer wieder einmal, dass die Ausflügler, ohne ihre Rechnung zu zahlen, plötzlich auf einem Dampfer verschwanden. Wenn man das merkte, solange der Dampfer noch nicht abgelegt hatte, konnte man ihnen noch folgen und die Rechnung auf dem Schiff kassieren. Bekam man aber die »Zechpreller« nicht mehr rechtzeitig, mussten wir die Rechnungen selbst begleichen, so dass es sein konnte, dass man auch nach einem schweren Arbeitstag das Restaurant, ohne etwas verdient zu haben, verließ. Aber das war natürlich nicht die Regel, und die Arbeit war beliebt, da man hier mit einer einigermaßen regelmäßigen Einnahme rechnen konnte.

Die Zeit, die man für die verschiedenen Jobs benötigte, fehlte natürlich beim Studium, und das bedeutete, dass viel mehr Studiensemester benötigt wurden, um das Diplom zu erlangen. Aber neben der Möglichkeit, Geld zu verdienen, sah ich diese zwei gänzlich verschiedenen Welten – hier das Leben als Student, das ich als Privileg empfand, und andererseits die teilweise sehr schwere oder auch mal unangenehme Arbeit, bei der man mit Menschen aus völlig anderen Berufen und Milieus zu tun hatte – stets als eine große Lebensbereicherung an. Ralf hat sich nie Jobs über die TUSMA vermitteln lassen. Er verdiente sich sein Geld professioneller: Für fast alle damals in Berlin tätigen Architekten baute er Architekturmodelle von solcher Präzision, dass es sich bald herumgesprochen hatte, von wem man derart gute Modelle preiswert bekam.

Neben den Vorlesungen in den verschiedenen Fächern, der Anfertigung von Seminararbeiten und der Herstellung erster architektonischer Entwürfe gehörten auch diverse Praktika zum Studienprogramm. Das Praktikum »auf dem Bau« absolvierte ich jeweils in den Semesterferien im Frühjahr 1954 und 1955 bei einer Berliner Baufirma. Hier wurde noch – neun Jahre nach dem Krieg – wie seinerzeit von den sogenannten Trümmerfrauen der Mörtel von den aus Ruinen geborgenen Backsteinen abgeschlagen, um so an preiswertes Baumaterial zu kommen.

Nach dem Vordiplom erhielt ich mit meiner Studienfreundin Dorit im Hochbauamt der Stadt Oldenburg in den Semesterferien Einblick in die Arbeit einer Bauverwaltung. Ralf, dem einige der vorgeschriebenen 26 Wochen Praktikum wegen seiner absolvierten Elektromechaniker-Lehre gutgeschrieben wurden, arbeitete dann noch zwölf Wochen in einer Tischlerei und nochmals sieben Wochen »auf dem Bau«. Ein weiteres Praktikum im Jahr 1958 leisteten Ralf und ich gemeinsam bei der Wasser- und Schifffahrtsbehörde in Kiel ab.

Meine Kommilitonen und ich hatten zwar alle nicht viel Geld, aber wir feierten mit Begeisterung zu jedem nur möglichen Anlass unsere dann schon berühmten Seminarfeste. Sie dauerten insgesamt jeweils drei Tage: Zunächst besorgten wir uns vom Springer-Verlag eine große, etwa 80 Zentimeter dicke Rolle mit noch weißem Zeitungspapier und diverse alkoholische Getränke von »Butter Hoffmann«, der im Eingang zum TU-Gelände einen Laden hatte. Das obligatorische Fass Bier wurde immer erst am Tag des Festes geliefert, damit es beim Ausschanken noch schön kühl war. Es wurde das Seminar umgeräumt, eine Bar improvisiert, eine Tanzfläche durch Zusammenrücken der Zeichnungstische hergestellt und das Zeitungspapier mit dicken Pinseln und schwarzer Farbe in viele laufende Meter »Kunst« verwandelt. Mit diesen »Kunstwerken« wurden dann Wände und Decken phantasievoll dekoriert. Ralf hatte als Elektrofachmann die Aufgabe, die Musikanlage zu installieren. All diese Aktivitäten wurden natürlich von der unverzichtbaren Musik vom AFN begleitet, und wir belohnten unseren Arbeitseifer mit Proben der alkoholischen Vorräte.

Am Abend des zweiten Tages fand die bis in die Nacht dauernde »Fete« statt, und am dritten Tag wurde alles aufgeräumt und das Seminar wieder so hergerichtet, dass man seinen Studienarbeiten nachgehen konnte. Die Feste besuchten nicht nur die eigenen Kommilitonen und ihre Freunde und Freundinnen, sondern auch Studenten anderer Seminare und Fakultäten, außerdem unsere Professoren und die Assistenten.

Nicht nur im Seminar wurde gefeiert, heiß begehrt waren auch die Feste der Hochschule für Bildende Künste, also beim direkten Nachbarn der TU in der Hardenbergstraße, vor allem der »Schräge Zinnober«, der in der Faschingszeit an drei Tagen hintereinander stattfand und auf dem Live-Musik – der beste Boogie-Woogie der Stadt – gespielt wurde. Dort konnten wir voller Begeisterung gerade noch den legendären Jazz-Musiker, den Schlagzeuger und Posaunisten Kurt »Kutte« Widmann, mit seinem einen Bein erleben, der schon im Winter 1954 48-jährig verstarb. Wenn man an einem dieser Abende an der HdK vorbeikam, dröhnte nicht nur die Musik aus den Fenstern, sondern es dampfte aus allen Ritzen des Hauses! Leider wurde dieses wunderbare ausgelassene Fest 1957 von der Hochschulleitung der HdK abgesetzt, da man »den lockeren Sitten der Nachkriegszeit« meinte Einhalt gebieten zu müssen.



Oben links: Dekorierte Bar für ein Seminarfest in der TU Berlin, ca. 1955

Oben rechts: Ursulina Witte und Herbert Press auf einem Seminarfest, ca. 1955

Links: Eintrittskarte der HdK Berlin für den Akademieball »Schräger Zinnober«, 1955



»Goethe-Fest« in der Ansbacher Straße in Schöneberg. Obere Reihe von links: G. Fischer, Renée von der Osten, Ralf Schüler, Gerhard Grossmann, Marianne Kaiser. Untere Reihe von links: Gustav Köhrich, Else Böhnke (verdeckt), Ursulina Witte, Ingrid Both, Goerd Peschken, Dorit Rossbach, Joachim Stöhr

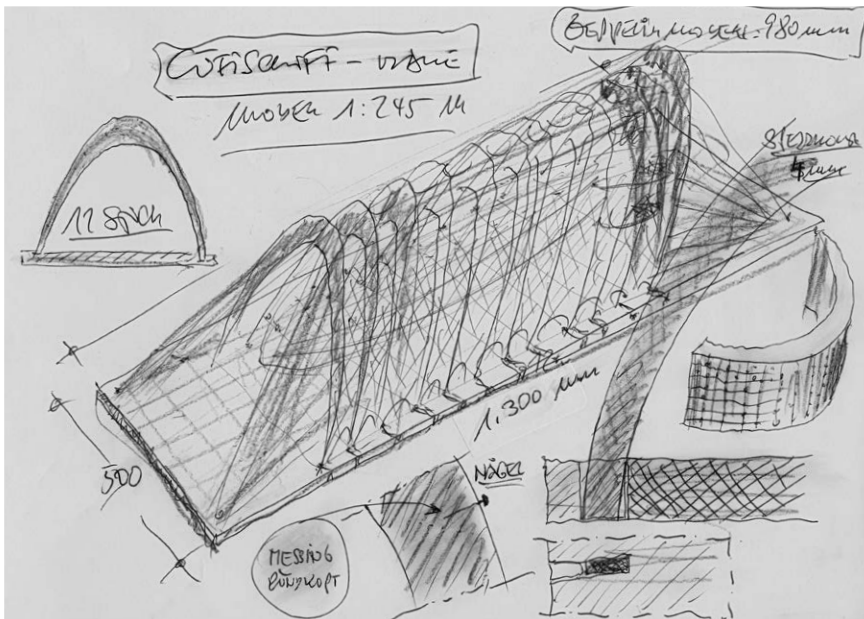
Aber es war nicht eine dieser Zinnober-Feten, sondern das Datum eines unserer Seminarfeste, an das Ralf und ich uns später – jedes Jahr wieder – erinnerten: der 30. Januar 1955, nachdem wir bereits fast vier Semester gemeinsam studiert hatten. Der harte Kern der Feiernden hatte den Zeitpunkt verpasst, zu dem man das Universitätsgelände noch bei offenen Toren verlassen konnte, die nachts stets verschlossen wurden. Beim Versuch, sie dann zu übersteigen, hatte sich schon mancher Student den Fuß verstaucht oder die Hosen zerrissen. Zu diesem harten Kern gehörten an jenem Abend auch Ralf und ich. Man unternahm dann gar nicht erst den Versuch, das Gelände durch Übersteigen des Zauns zu verlassen, sondern machte es sich mit den Resten des Alkohols und den übriggebliebenen belegten Brötchen auf den Tischen des Seminars bequem. Ralf und ich hatten einen Sitzplatz auf einem Stapel von Coca-Cola-Kisten gefunden. Hier quatschten wir die halbe Nacht, was darin endete, dass wir ziemlich alkoholisiert permanent Ringelnetz-Gedichte zitierten.

Ich lud Ralf zu meiner Faschings-Fete zum 22. Geburtstag ein, die als »Goethe-Fest« geplant war und drei Tage später bei mir zu Hause stattfinden sollte. Ralf kam auch zu dieser Feier, die allen Beteiligten noch nach Jahrzehnten als denkwürdig in Erinnerung gebliebenen ist. Bei diesem schrägen Fest merkten wir, dass wir beide uns auf einer wunderbar gleichen Wellenlänge befanden und wesentlich mehr Gemeinsamkeiten hatten als das Zitieren von Gedichten oder die »Radierhilfe« für meine Zeichnungen.

Unser folgendes Zusammensein gestaltete sich aber zunächst ziemlich problematisch und sporadisch, da Ralf die seit sieben Jahren bestehende Beziehung zu seiner Jugendliebe, die in seiner Familie bereits fest verwurzelt war, nicht so ohne Weiteres lösen wollte, auch weil er sich für sie verantwortlich fühlte. Aber den schon früh gefassten Plan, in den Semesterferien im Sommer 1955 gemeinsam nach Paris zu trampeln, wollten wir auf keinen Fall aufgeben. Ich war eine leidenschaftliche Tramperin und versuchte meine Begeisterung für diese Art des Reisens auf den armen Ralf zu übertragen. Allerdings gestaltete es sich mit einem jungen Mann an der Seite natürlich viel schwieriger, Laster oder auch andere Autos anzuhalten, als wenn ein Mädchen dies alleine versuchte. Und Ralf – das erste Mal auf einer derartigen Tramptour – war bereits völlig mutlos, wenn drei Autos hintereinander nicht auf unser Winken reagiert und angehalten hatten. »So kommen wir nie nach Paris«, war er bald der Überzeugung. Aber wir schafften es, checkten in einer Jugendherberge im Vorort Clichy ein und erkundeten voller Begeisterung diese wunderbare Stadt, obwohl Ralf sich nie recht mit der Unterbringung in den Gemeinschaftsschlafsälen und mit der strapaziösen Art zu reisen anfreunden konnte. Er hat sich danach auch nie wieder auf derartige Reiseabenteuer eingelassen.

Das Jahr 1956 brachte für Ralf so gravierende Erschütterungen, dass kein Raum mehr für Reisen oder Probleme mit den Freundinnen blieb. Im Januar verstarb seine Mutter plötzlich und unerwartet im Alter von nur 48 Jahren unter mysteriösen Umständen, was bei Ralf große Verzweiflung und Schuldgefühle hinterließ, die ihn sein ganzes weiteres Leben nie wieder verlassen sollten. Er kam danach viele Wochen nicht mehr in die Uni.

Ich machte im Oktober 1956 mein Vordiplom, während Ralf seinen Prüfungstermin zunächst auf unbestimmte Zeit vertagte, das Vordiplom aber im Sommer

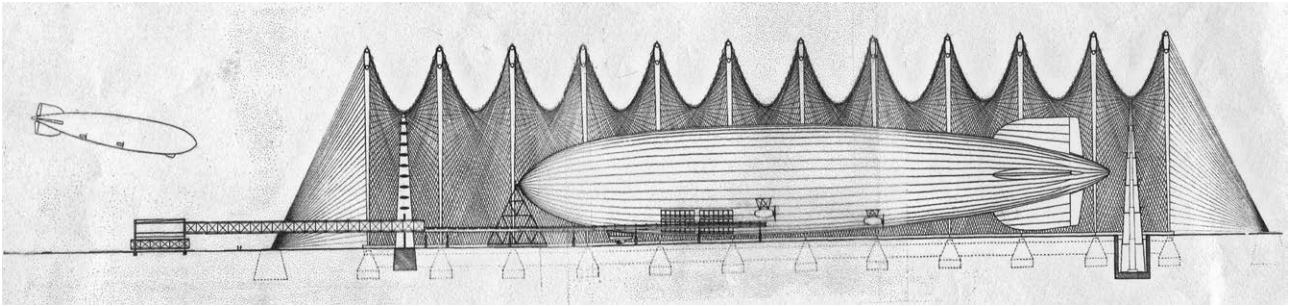


Entwurfsskizze von Ralf Schüler für eine seilverspannte Luftschiffhalle, 1959

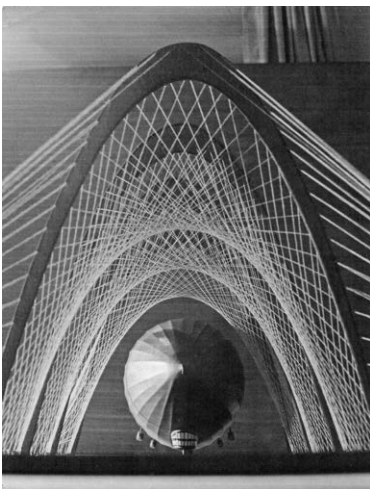
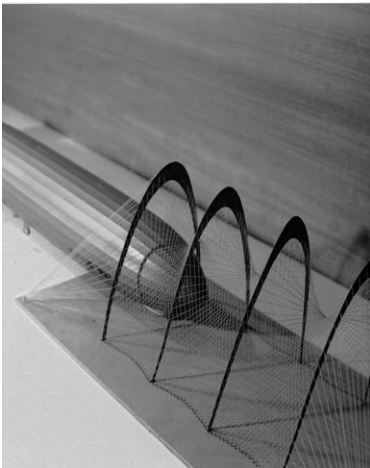
semester 1957 nachholte. In diesem Jahr zog er auch aus der elterlichen Wohnung in Pankow aus und nahm sich eine kleine Dachgeschosswohnung in einem der Reihenhäuser in der Taut-Siedlung »Onkel Toms Hütte«.

Nach dem Vordiplom hatten wir uns für den Lehrstuhl des Hamburger Architekten Bernhard Hermkes entschieden, der neben dem Fach Entwerfen, das von mehreren Professoren in der Oberstufe unterrichtet wurde, den zukünftigen Architekten das für sie existentiell notwendige Fach Baukonstruktion näherzubringen versuchte. Das Problem bei seinen Vorlesungen war, dass sie bereits um 8.15 Uhr begannen. Für Ralf gehörten diese Veranstaltungen zu den wichtigsten Fächern der Oberstufe, zumal Hermkes gerne den Studenten das Tragverhalten diverser Konstruktionen anhand der in der Natur – sowohl bei Pflanzen als auch bei manchen Tierarten – vorkommenden Strukturen erläuterte. Er war fasziniert von diesen natürlichen Vorbildern, die ganz seiner Architekturphilosophie entsprachen, nämlich Konstruktionen niemals als Dekorationselemente aufzufassen, sondern sie stets nach den Naturgesetzen zu entwickeln. Besonders beeindruckt war er von dem Gehäuse des Kopffüßers Perlboot, dem Nautilus. Hier sah er in der genialen Schöpfung der Natur auch eine vollendete Schönheit. Ralf hat sich dann ein halbiertes Nautilus-Gehäuse gekauft und dieses Beispiel genialer natürlicher Konstruktion sein Leben lang neben seinem Zeichenbrett von der Decke hängend aufbewahrt.

Abseits der Uni hatten wir uns jetzt angewöhnt, häufig im traditionsreichen Café Schilling am Kurfürstendamm gegenüber der Gedächtniskirche bei Kaffee und Kuchen unsere Entwürfe für die Seminararbeiten oder auch für Wettbewerbe auf die Papierservietten zu skizzieren. Wir ergänzten uns von Anfang an mit unseren Ansätzen, Architekturaufgaben zu lösen. Ralf war der geniale, äußerst innovative und kreative Architekt und der detailsichere Konstrukteur, während



Zeichnung einer seilverspannten Luftschiffhalle, Ralf Schüler, 1960



Modell einer seilverspannten Luftschiffhalle, Ralf Schüler, 1960

ich ihn oft mit meinen unkonventionellen und phantasievollen Einfällen überraschte. Solche sich gegenseitig ergänzenden und befruchtenden Entwürfe für architektonische Aufgabenstellungen haben auch später unsere gemeinsame berufliche Arbeit immer wieder bereichert.

Ralf, den von seiner frühesten Jugend an die Zeppeline der dreißiger Jahre faszinierten, insbesondere das von ihm bewunderte Luftschiff LZ 127 »Graf Zeppelin«, widmete seine sämtlichen Semesterarbeiten in der Oberstufe diesem Thema, da er die Vision hatte, dass man diese wunderbaren Flugobjekte eines Tages wiederbeleben könnte. Ob es das Fach Entwerfen, Baukonstruktion, Städtebau oder Landschaftsgestaltung war: All diese Themen wurden in das von ihm geplante Luftschiffhafen-Areal eingebunden. Er hatte hierfür eine wunderbare Halle in einer Seilnetzkonstruktion entworfen, die in ihrer Machart in vielerlei Hinsicht identisch mit der Konstruktion der Luftschiffe war und zur gleichen Zeit konzipiert wurde, als der Architekt Frei Otto seine ersten seilnetzverspannten Dachkonstruktionen entwarf. Das hierfür gebaute Modell ist leider nach dem Studium eines Tages versehentlich zerstört worden, so dass es von der Seiltraghalle heute nur noch Zeichnungen und Fotos gibt. Es war für Ralf selbstverständlich, dass er auch seine Diplomarbeit diesem Thema widmen würde.

In den Semesterferien 1957 arbeitete ich mit meiner Freundin Dorit Rossbach zur Absolvierung eines weiteren Praktikums von Mitte Juli bis Mitte Oktober in der Bauverwaltung der Stadt Oldenburg. In diesem Jahr fand auch eine Exkursion des Lehrstuhls Hermkes nach Italien statt, an der ursprünglich auch Ralf teilnehmen wollte, aber dann kurzfristig absagte. Hier war geplant, neben den Bauten des Ingenieur-Architekten Luigi Nervi (Pirelli-Hochhaus in Mailand, Ausstellungshallen in Turin, Hauptbahnhof in Neapel) auch die Schreibmaschinen-Fabrik von Olivetti in Ivrea, zwischen Mailand und Turin gelegen, anzusehen. Die Betonbauten von Nervi waren ebenso wie die Fabrikanlage von Olivetti Paradebeispiele für das ingenieurmäßige Bauen mit sichtbar bleibenden und differenziert gestalteten Konstruktionselementen und boten somit für das Studienfach Baukonstruktion die idealen Anschauungsobjekte.

Für fast alle Studenten unseres Seminars, die an dieser Exkursion teilnahmen, war Italien eine völlig neue Erfahrung. Wir waren in einem Studentendorf untergebracht und aßen dort auch in der Mensa. Die ungewohnte kleine Flasche Rotwein, die es zu jedem Mittagessen gab, ließ uns die Besichtigungstouren in einer Art permanentem Schwebzustand erleben. Hermkes, ein von uns sehr bewundertes

und verehrter Professor, verstand es großartig, seine Studenten selbst für das etwas spröde Fach Baukonstruktion zu begeistern, und hatte als »väterlicher Freund« auch – so wie es uns damals erschien – für unsere Probleme stets ein offenes Ohr. Auf der Italien-Exkursion war es dann auch, dass wir ihm in Anlehnung an den Film *La Strada* von Fellini den Ehrentitel »großer Zampano« verpassten, den er amüsiert aber auch etwas geschmeichelt akzeptierte. Dieser »Titel« blieb ihm während unserer gesamten Studienzeit erhalten. Ich habe es sehr bedauert, dass Ralf an dieser Reise nicht teilgenommen hat.

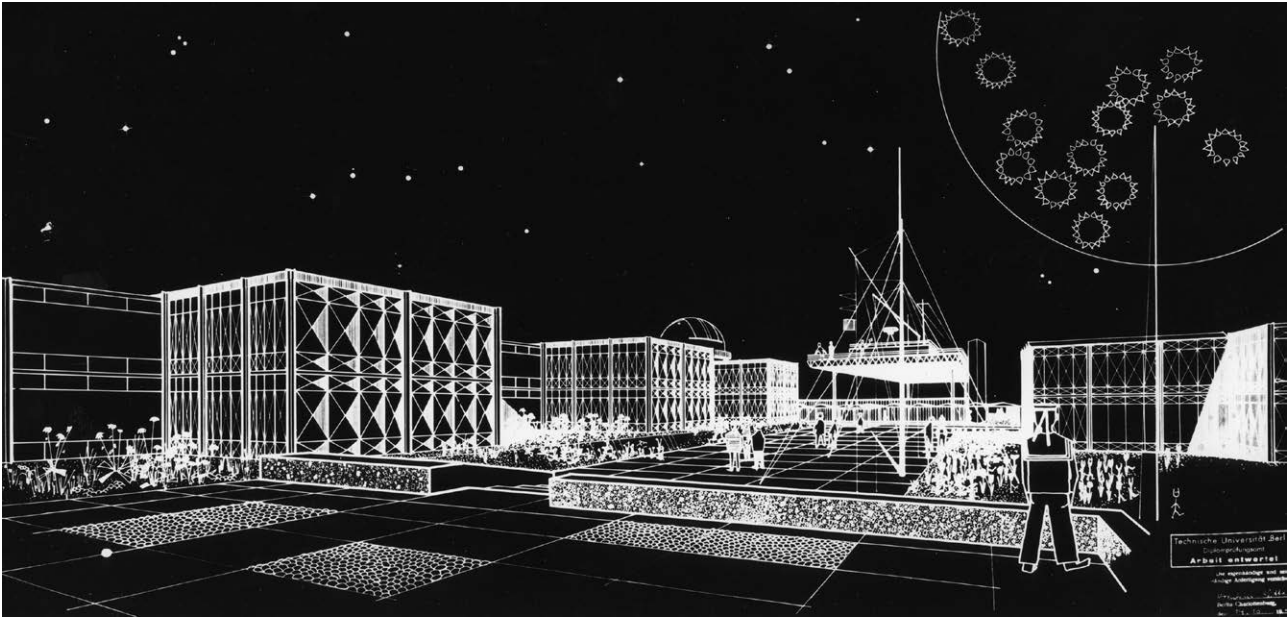
1958 erhielten Ralf und ich – vermittelt durch den Onkel unserer Freundin Dorit – einen Praktikumsjob bei der Wasser- und Schifffahrtsabteilung in Kiel. Hier bereiteten wir die Herstellung eines großen Planungsmodells im Maßstab 1:500 für das Marinearsenal vor und zeichneten hierfür diverse Entwürfe. Wir fanden Kiel und seine Förde großartig. Ich verliebte mich sofort und pauschal – wegen der schönen Uniformen – in alle Matrosen der »Gorch Fock«, die dort häufig anzutreffen waren, und fasste den Entschluss, für meine zukünftige Diplomarbeit eine Seefahrtsschule an der Kieler Förde zu entwerfen.

Während der Studienzeit begannen wir, technische Geräte aus den letzten 100 Jahren seit der Zeit der frühen Industrialisierung zu sammeln, weil wir in ihnen das fanden, was unseren Gestaltungszielen voll und ganz entsprach, nämlich ihre in der Formgebung deutlich zu verfolgenden Funktionen. Dies war insbesondere bei den Geräten der fünfziger Jahre zumeist nicht mehr der Fall: Hier wurden die Funktionen hinter »schicken«, oft »windschnittigen« Chassis versteckt. Ralf formulierte hierzu in seinen sporadischen Aufzeichnungen Folgendes: »Die ›handschmeichelnden‹ Formen der Designer führen immer mehr dazu, den Dingen ihr natürliches Wesen zu nehmen. Ein dummer Ästhetizismus vergewaltigt den Gebrauchsgegenstand. Das ›Wesen‹ eines Dings ist nichts ›Geheimnisvolles‹, sondern ist einfach die darzustellende Gesamtheit seiner Funktionen.« Wir konnten damals nicht ahnen, welche Ausmaße dereinst unsere während des Studiums begonnene Sammlung technischer Geräte annehmen würde.

Ab 1959 fing ich an, mich langsam auf das Diplom vorzubereiten. Auch Ralf war bis dahin noch gewillt, seinen Abschluss zu machen. Ich war sicher, dass er diese Prüfungen mit seinen großen Fähigkeiten auf fast allen Gebieten »mit links« absolvieren würde. Aber Ralf liebte es nicht, sich prüfen zu lassen. Das Thema seiner Diplomarbeit sollte ein ganzes Stadtviertel mit Luftschiffhallen und Werkhallen sein. Im Juni 1960 flog er nach Friedrichshafen, um sich dort im ehemaligen Luftschiffgelände Auskünfte und Anregungen für sein Projekt zu holen. Er kaufte ein Modell des »Graf Zeppelin« und bekam einige Originalteile von diesem Luftschiff – ein Stück der Tragkonstruktion und der Zeppelin-Bespannung – geschenkt. Voller Tatendrang kehrte er nach Berlin zurück und begann mit ersten Entwürfen für seine Diplomarbeit.

Im Juli 1960 überredete mich Professor Hermkes, mit ihm und seiner Frau nach Hamburg zu fahren, damit ich mir vor Ort die Seefahrtsschule in Bremen





Diplomarbeit von Ursulina Witte, Seefahrtschule in Kiel, Perspektivzeichnung, 1960

und das von mir für meine Diplomarbeit ausgewählte Gelände in Kiel ansehen könnte. Die Seefahrtsschule wurde ein sehr schöner Entwurf mit vielen maritimen Elementen und mit einer Sternwarte. Ralf half mir das Modell zu bauen, da ich hierfür nicht sehr begabt bin. Ansonsten wollte ich mir nicht helfen lassen, denn ich hatte den Ehrgeiz, mein Diplom aus eigener Kraft zu schaffen.

Ralf begann in dieser Zeit, Orgelstunden zu nehmen, da er die Idee hatte, sich eine Orgel selbst zu bauen. Für mich bestand das Jahr 1960 vorwiegend daraus, für diverse Prüfungen zu lernen, teils alleine, teils mit meiner Freundin Dorit in Gatow, in Zehlendorf meine Diplomarbeit zu zeichnen und mich zwischendurch wieder von alledem zu erholen. Am 7. November wurden die Diplomarbeiten im Lichthof des Erweiterungsbaus aufgebaut und durch ein Professorenngremium beurteilt. Später schrieb ich in mein Notizbuch: »Die drei Mädels haben eine Eins bekommen.« Das waren meine Freundin Dorit und ich sowie die einzige Kommilitonin meines Semesters.

Im Oktober und November 1960 jagte eine mündliche Prüfung die nächste, bis schließlich Ende November das Diplom geschafft war und Dorit und ich uns exmatrikulieren lassen konnten. Ein wichtiger Lebensabschnitt war zu Ende, den ich als eine wunderbare Zeit empfunden hatte. Aber offenbar war mir mein Zeugnis für die mit der Gesamtnote Zwei bestandene Diplomprüfung nicht so wichtig: In meinen Unterlagen habe ich ein Schreiben der TU vom Oktober 1964 gefunden, in dem ich aufgefordert werde, mein Zeugnis vier Jahre nach der Prüfung endlich abzuholen, mit dem Hinweis, dass ich mich andernfalls nicht »Diplom-Ingenieur« nennen dürfte.

In dieser Zeit, als wir unser Diplom erlangten, waren die Aussichten, eine Anstellung als Architektin zu bekommen, in Berlin sehr gering. Ich suchte, teilweise zusammen mit Dorit, teilweise alleine, einen entsprechenden Job. Das Einzige, was mir angeboten wurde, war, als Architektin in einem bisherigen

Links:
Frühe Telefonapparate, Teil der umfangreichen Sammlung technischer Geräte, die von Ralf Schüler und Ursulina Witte Ende der 1950er Jahre begonnen wurde.

Drei-Mann-Büro für 450 DM pro Monat zu arbeiten, was ich aber trotz akuten Geldmangels ablehnte, da ich dieses Angebot als nicht angemessen für die lange Ausbildungszeit empfand. Meine erfolglose Suche nach einer Anstellung ermunterte Ralf nicht gerade dazu, sich selbst nunmehr zügig um sein Diplom zu bemühen, obwohl er immer noch seine Studienarbeiten vervollständigte und sich schließlich auch für die Diplomprüfung anmeldete. Aber er hatte inzwischen ganz andere Interessen entwickelt, die ihm viel wichtiger waren als das Absolvieren einer Prüfung.

Anlässlich eines Umzugs seiner Schwester mit ihrer Familie in eine neue Wohnung stellte Ralf sich selbst die Aufgabe, neue Möbel hierfür zu entwickeln. Er hatte schon länger vor, der unsäglichen »Nierentisch-Ära« der fünfziger Jahre ein modernes Möbelsystem entgegenzusetzen. In dieser Zeit wurden in Deutschland fast ausschließlich undefinierte, teils organisch geformte, kitschige Möbel, Lampen und Geräte hergestellt und angeboten, die Ralf wie viele seiner Architektenkollegen als unkultivierte Modeerscheinung strikt ablehnte. Nur Egon Eiermann hatte in den fünfziger Jahren begonnen, moderne Möbel zu entwerfen; hiervon wurden insbesondere ein Stahlrohrstuhl und ein Korbsessel bekannt, aber das waren eben nur einzelne Möbelstücke. Eine weitere rühmliche Ausnahme bildeten die von der Firma Braun entwickelten und gestalteten technischen Geräte, die etwa ab 1955 im typischen »Braun-Design« auf den Markt kamen. Hier ist insbesondere das legendär gewordenen »Braun-Radio« zu nennen, dessen schlichte und funktionale Form noch Generationen von Designern ein Vorbild blieb. Ansonsten war es nur möglich, gute Möbel auf dem deutschen Markt zu finden, wenn man auf Importe aus den skandinavischen Ländern zurückgriff.

Daher entwickelte Ralf, um Gegenstücke zu solchen Auswüchsen zu schaffen, ein umfangreiches Möbelprogramm, bestehend aus Stühlen, Sesseln, Regalen, Tischen, Schränken und Betten. Von diesen funktionalen, konstruktionsbetonten Möbeln entwarf er zwei Serien. Die erste hatte Tragelemente aus gebogenem Stahldraht, der entweder mattschwarz lackiert oder verchromt war. Diese Tragkonstruktionen nannte er die »primären Elemente«, die »sekundären« waren dann die dazugehörenden Sitzschalen, Regalböden, Tischplatten etc., die aus naturbelassenem 18 Millimeter dickem Sperrholz in Kiefer oder auch in Palisanderholz mit sichtbar gezinkten Holzverbindungen bestanden. Die Tragelemente der zweiten Serie waren aus geschweißten, mattschwarz lackierten Stahlprofilen gefertigt, die Tisch- oder Bettplatten, Schrankseiten oder Türen trugen. Diese Möbel hatten neben der sichtbaren und verfolgbaren Konstruktion auch den Anspruch, für eventuelle Umzüge leicht zerlegbar und wieder zusammensetzbar zu sein.

Da Ralf mit diesen Möbelentwürfen Ende 1960 begonnen hatte, kam es ihm sehr gelegen, dass ich die Diplomprüfungen hinter mir und durch eine fehlende Anstellung auch genügend Zeit zur Verfügung hatte. Er wollte gerne, dass ich ihm half, die Entwürfe sorgfältig in Tusche zu zeichnen. Ich sagte begeistert zu, nicht ahnend, welchen strengen Kriterien ich hierbei unterworfen wurde, gegen die die Anforderungen unserer Professoren ein Kinderspiel waren. Es wurden von mir absolut makellose Tuschezeichnungen erwartet, nicht den kleinsten Fehler tolerierte Ralf. Das gab zunächst viele Tränen, wenn ich immer wieder einmal ein Blatt neu zeichnen musste, aber allmählich konnte ich seinen Ansprüchen genügen.



Studentenwohnung von Ralf Schüler in der Reierbeize 9, Tautsiedlung, Berlin-Zehlendorf, 1960



Ursulina Witte beim Zeichnen ihrer Diplomarbeit in der Wohnung von Ralf Schüler, 1960



Ralf hatte die Möbel nicht nur bis zur kleinsten Schraube entworfen, sondern baute sie größtenteils auch selbst. Die Drahtgestelle der ersten Serie hat er selbst gebogen, geschweißt und gestrichen. Nur das Verchromen wurde durch eine entsprechende Firma durchgeführt. Die Wohnung seiner Schwester wurde also komplett mit diesen schönen Möbeln ausgestattet, und sie fanden dann auch weitere begeisterte Abnehmer im Verwandten- oder Freundeskreis, die diese Möbel zum Teil noch heute besitzen. Da Ralf auch rollbare Beistelltische für den Bürogebrauch entworfen hatte, gab es außerdem Bestellungen vieler Architekten. So orderten etwa Bernhard Hermkes und Hans Scharoun Stühle, Beistelltische und andere Kleinmöbel für ihre Büros. Leider hat sich Ralf nie bemüht, diese Möbel als industrielle Serie herstellen zu lassen.

In diesem von der Möbelproduktion geprägten Jahr hatten wir kaum Möglichkeiten, uns das fürs Leben benötigte Geld zu erarbeiten. Zwar baute Ralf noch weiterhin Architekturmodelle, sein Einkommen daraus reichte aber nur für die Miete, und ich hatte nicht mehr die Möglichkeit über TUSMA-Jobs Geld hinzuverdienen, da ich ja keine Studentin mehr war. So brachte ich immer öfter



Von Ralf Schüler entworfene und gebaute Sessel und Stühle, ca. 1961

von meiner Mutter vorgekochte Eintöpfe mit nach Zehlendorf, damit wir wenigstens etwas zum Essen hatten.

Ende des Jahres 1961 veränderte sich dann aber einiges in unserem Leben: Ralf bekam die Kündigung für seine Wohnung in der Reiherbeize in Onkel Toms Hütte, da seine Wirtin die Räumlichkeiten anderweitig benötigte. Wir mussten also eine neue, preiswerte Wohnung suchen, was gar nicht leicht war. Schließlich fanden wir im Lichterfelder Devrientweg für Ralf eine Souterrain-Wohnung mit zwei Zimmern. Ich wohnte nach wie vor bei meinen Eltern, oder besser gesagt, ich übernachtete dort, weil ich es nicht übers Herz brachte, insbesondere meinem Vater einen Auszug aus der elterlichen Wohnung anzutun. Die Lichterfelder Wohnung hatte einen sehr schönen Garten mit einem riesigen Kirschbaum, sie lag aber halbwegs im Erdreich, so dass trotz allen Lüftens sich ein gewisser muffliger Geruch in den Räumen und später auch in Ralfs Kleidung bemerkbar machte. Ralf fand die Wohnung mit den großen zum Garten ausgerichteten Fenstern zudem etwas unsicher.

Die zweite große Lebensveränderung am Ende des Jahres 1961 entstand durch das Angebot von Professor Hermkes, Ralf und mich bei sich als Architekten einzustellen, da er von der TU Berlin wie damals alle Architekturprofessoren den Auftrag erhalten hatte, ein Universitätsgebäude – die Fakultät für Architektur – zu entwerfen. Hierfür sollte ein Modell im Maßstab 1:100 angefertigt werden, wofür Ralf prädestiniert war.

Mitarbeiter bei Professor Hermkes – Die Fakultät für Architektur

Wir wurden also zum 1. November 1961 bei Professor Hermkes eingestellt. Die Bezahlung war etwas besser, als mir zuletzt angeboten: Wir erhielten jeder 750 DM pro Monat. Ralf zog erst einmal seine Anmeldung zur Diplomprüfung zurück, da ihm die praktischen Planungen an der Fakultät für Architektur weitaus wichtiger erschienen als sein Abschluss. Wir arbeiteten zunächst fast ausschließlich in der Modellwerkstatt der TU im Keller des EB, um das große detaillierte Modell im Maßstab 1:100 in Holz zu bauen.

Dort hat Ralf fast einen Daumen verloren. Es mussten Hunderte von Deckenrippen ausgesägt werden, und die Gefahr bei einer solchen Massenherstellung ist immer das Nachlassen der Konzentration. Plötzlich spritzte Blut bis an die Decke. Glücklicherweise gab es einen Verbandskasten in der Werkstatt, so dass wir die Blutung stillen konnten. Beim Arztbesuch stellte sich heraus, dass die Nerven nicht zertrennt waren und die Beweglichkeit des Daumens damit erhalten werden konnte.

Wenn wir nicht in der Modellbauwerkstatt arbeiteten, hatten wir einen Arbeitsplatz in der Rheinbabenallee, in der Hermkes ein Haus als Architekturatelier und als Wohnung für die in Berlin verbrachten Tage angemietet hatte. Das Unwiderstehliche an diesem Haus war, dass es im Garten einen großen Swimmingpool gab, den wir oft in den sommerlichen Mittagspausen nutzten.

Wir erlebten jedoch bei diesem Angestelltenverhältnis eine schockierende Überraschung, die uns an die Geschichte von *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* erinnerte: Hermkes war außerhalb der Reichweite der ihn bewundernden Studenten ein völlig anderer Mensch! Hier trafen wir auf einen meist übel gelaunten und jähzornigen Chef, der nichts gemein hatte mit dem von uns hoch verehrten, liebenswürdigen Hochschulprofessor. Wir konnten uns diese Verwandlung zunächst nicht erklären,

interpretierten sie aber schließlich so, dass er es hier im Gegensatz zur Universität mit zu bezahlenden Mitarbeitern zu tun hatte.

Was Ralf am meisten erstaunte, da es im völligen Gegensatz zu seiner eigenen Veranlagung stand, war, dass sich Hermkes abends nicht alleine beschäftigen konnte oder wollte. Er benötigte stets die Gesellschaft von Kollegen oder Studenten. Weder saß er am Zeichenbrett und zeichnete Entwürfe, noch frönte er irgendwelchen Hobbys. Wenn er keine Gäste eingeladen hatte, langweilte er sich offensichtlich. Seine Frau versuchte dem abzuhelfen, indem sie eine genaue Einteilung der ihn interessierenden Zeitschriften vornahm, so dass möglichst jeder Abend mit deren Lektüre ausgefüllt war.

Er ließ sich von seinen Mitarbeitern diverse Vorschläge zu einem zu lösenden Problem vorlegen, die er dann korrigierte und auswählte, was er hiervon als verwertbar ansah. Für Ralf war das eigentlich ideal: Er musste sich nicht fremden Entwürfen unterordnen, sondern hatte weitgehend freie Hand, entsprechende Lösungsvorschläge zu erarbeiten, und konnte sie meist auch durchsetzen. Wie uns erzählt wurde, war einer der wenigen Entwürfe, die Hermkes für die Architekturfakultät selbst gezeichnet hatte, eine Skizze, die er im Krankenhaus auf dem Gipsverband seines bei einem Ski-Unfall gebrochenen Beins festhielt. Diese Skizze stellte die äußere Form des Gebäudes mit ihren dreiecksförmig auskragenden Seminarfenstern dar. Aber manchmal wurde es Hermkes auch zu viel, stets die Entwürfe von Ralf zu akzeptieren, und so widersetzte er sich dann häufiger – oft völlig unbegründet – guten Lösungsvorschlägen zugunsten eines mittelmäßigen Details. Dies brachte nun wiederum Ralf so in Rage, dass er etwa einmal im Monat fest entschlossen war, den Job bei Hermkes zu kündigen.



Modell »Fakultät für
Architektur«, gebaut 1961/62



Ursulina Witte beim Zeichnen von Plänen für die »Fakultät für Architektur« im Büro von Professor Hermkes, 1963

Andererseits aber verschaffte uns das bei Hermkes verdiente Geld auch etliche bis dahin nicht gekannte Freiheiten. Es ermöglichte uns zum Beispiel den Erwerb eines Citroëns, der legendären 2CV-Ente, die wir dann voller Begeisterung viele Jahre nutzten. Auch konnten wir uns jetzt nach einer neuen Wohnung für Ralf umsehen, um ihn von seinem muffigen Kellerquartier zu erlösen. Anfang 1963 zog Ralf in eine kleine Dachgeschosswohnung in der Lagardestraße in Schlachtensee um, in der er auch für seinen Vater ein Zimmer einrichtete.

Trotz der nicht unproblematischen Zusammenarbeit mit Professor Hermkes blieben wir fast sechs Jahre bei ihm, insbesondere auch darum, weil Ralf die Aufgabe, das Gebäude der Fakultät für Architektur weitestgehend selbst gestalten zu dürfen, faszinierte. Er entwickelte hierfür unter anderem sogenannte Lümmelbretter für die Lichthof-Geländer. Das waren aus gebogenem Sperrholz geformte, pultartige, ca. 40 Zentimeter breite Geländeraufsätze, auf denen man sich »lümmeln« konnte. Sein wesentlichster Planungsbeitrag aber war die Entwicklung einer neuartigen Schalungsmethode für die Rippendecken des Gebäudes. Hierzu schreibt Ralf in seiner 2010/11 verfassten Vita (in der er von sich in der dritten Person spricht):

»Bernhard Hermkes hatte in seinem Entwurf des Fakultätsgebäudes Sichtbeton-Rippendecken vorgesehen, die mit einer Brettschalung hergestellt werden sollten. Für diese offenen Sichtbetondecken aus Fertigteilen der Fakultät für Architektur entwickelte Ralf nun eine Schalung aus glasfaser-verstärktem Kunstharz. [...] Das abgeformte Schalungsbrett einer Betonschalung, das seine Holzmaserung nach dem Entschalen hinterlässt, ist ein Zeichen für Holz und trägt keinen dem Werkstoff Beton entgegenkommenden Hinweis auf dessen eigenes materielles Wesen. Der zunächst breiige Aggregatzustand des Betons, ungeformt und passiv, hat keineswegs die Neigung, eckig, sondern eher rund und fließend zu sein, was sich bereits zeigt, wenn Beton beim Gießen überläuft, auf den Boden fällt und als allseitig gerundeter Pratzten erhärtet.

So wurden die zahlreichen Deckenfertigteile erst einmal als originalgroße »Eins-zu-eins-Modelle« in tischlerischer Arbeit aus Holz mit fugenlosen, glatt gespachtelten und geschliffenen Flächen, abgerundeten Kanten und achteckigkugelförmigen Innen- und Außen-Ecken hergestellt. Diese hölzernen Positiv-Modelle wurden mit glasfaser-verstärktem Kunstharz abgeformt, wodurch, als Negativ-Formen, die jeweiligen Schalungsschalen entstanden, die anschließend allseitig außenflächenstabilisiert wurden. Diese Schalungen, die dem Holzmodell in seiner Oberflächen-Perfektion voll und ganz entsprachen, ließen den Beton nach der Entschalung so erscheinen, wie er sich vermutlich geformt hätte, wenn er vermocht hätte, sich selbst zu formen.

Die fertigen Sichtbeton-Decken boten dann ein hoch ästhetisches Aussehen, wie es noch nirgendwo in dieser Perfektion erreicht wurde. Hermkes war von dieser Schalungsmethode zunächst nicht sehr überzeugt und widersprach. Während eines Urlaubs der beiden Hermkessens ließ Ralf nach seinen Angaben ein originalgroßes Schalungselement aus Kunststoff für ein typisches Decken-Fertigteil anfertigen, legte dieses über 6 Meter lange Muster in den Garten des Atelierhauses in der Rheinabentallee, und damit war Hermkes schließlich überzeugt.«

Neben dem Gebäude der Architekturfakultät war schon bald ein zweites Projekt zu planen, da Hermkes als Universitätsprofessor von der Hochschulleitung ein Grundstück angeboten wurde, auf dem er ein Atelier- und Wohnhaus errichtete, in das er dann mit seinem Büro umzog. Als Ausgleich zu der von uns als ziemlich kontrovers empfundenen Mitarbeit im Büro Hermkes beteiligten wir uns nicht nur an diversen eigenen Wettbewerben, sondern Ralf zeichnete damals auch den wunderbaren Entwurf für das Wohnboot »Santa Ursulina«. Jahrelang hatten wir den Wunsch, es tatsächlich einmal zu bauen, wozu es leider nie kam.

Die Arbeit im Büro Hermkes war für Ralf trotz aller Widrigkeiten äußerst wichtig. Er hatte die Möglichkeit, am Projekt der Fakultät für Architektur auf allen theoretischen und praktischen Gebieten des Planens und Bauens so viel Erfahrung zu sammeln, dass er nach der Fertigstellung dieses Bauwerk nicht nur quasi als »sein Werk« empfand, sondern es dann auch vollständig aufgab, seinen Studienabschluss nachzuholen. Er fühlte sich nun fachlich hinreichend befähigt, seine »Lebenspraxis« als selbständiger Architekt zu beginnen. Zum 1. September 1967 verließen wir nach fast sechs Jahren das Büro Hermkes, um uns nach einem gewonnenen Wettbewerb selbständig zu machen.

HMS »Santa Ursulina«, Entwurf eines Hausbootes, gezeichnet von Ralf Schüler, 1966

